



---

**Aus Freude am Lesen**

Das Eigentliche ist für jeden etwas anderes. Für Hans Frambach sind es die Verbrechen der Nazizeit, an denen er leidet, seit er denken kann. Darum ist er Archivar im Institut für Vergangenheitsbewirtschaftung geworden; nur fragt er sich, ob es nicht an der Zeit für eine andere Arbeit wäre.

Auch

für seine beste Freundin Graziela steht die Fassungslosigkeit über diese Vergangenheit im Mittelpunkt – bis sie einen Mann kennenlernt, der sie begehrt, und fortan die Begegnung der Geschlechter im Fleische für das Eigentliche hält; ein Konzept, an dem sie nun zweifelt.

Aber kann man denn den Nationalsozialismus für alles verantwortlich machen? Eigentlich ist es doch ihre Unfähigkeit zum Glück, die Hans und Graziela zu so wunderlichen Gestalten macht.

IRIS HANIKA, geboren 1962 in Würzburg, zog 1979 nach Berlin, wo sie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaften studierte und wo sie nach wie vor lebt.

Veröffentlichungen: »Katharina oder Die Existenzverpflichtung« (Erzählung, 1992), »Das Loch im Brot« (Chronik, 2003), »Musik für Flughäfen« (Kurze Texte, 2005), »Die Wette auf das Unbewußte oder Was Sie schon immer über Psychoanalyse wissen wollten« (mit Edith Seifert, 2006) sowie »Berlin im Licht. 24 Stunden Webcam« (hg. mit Stefanie Flamm), »Das Eigentliche« (Roman, 2010), »Tanzen auf Beton« (Roman, 2012), »Wie der Müll geordnet wird« (Roman, 2015), »Echos Kammern« (Roman, 2020). [www.iris-hanika.de](http://www.iris-hanika.de)

Iris Hanika

# Das Eigentliche

Roman

**btb**

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2011,  
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2010 by Literaturverlag Droschl Graz – Wien  
[www.droschl.com](http://www.droschl.com)

Umschlaggestaltung: semper smile, München,  
nach einem Umschlagentwurf von Sonja Hennersdorf  
Umschlagfoto: Konstantin Kann

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74198-4

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

We are ugly, but we have the music.

Leonard Cohen,  
*Chelsea Hotel #2*



ES KOMMT EINE ZEIT, da fällt alles ab von einem, die Wut der jungen Jahre und das Leiden an der Ungerechtigkeit der Welt, auch die Zuversicht, sie würde besser werden oder sogar gut, wenn man sich nur genug darum bemühte und mit ganzem Herzen. Es kommt eine Zeit, da ist dieses Herz plötzlich leer geworden und der Mensch, auf sich selbst zurückgeworfen, ganz allein mit sich. Keine schöne Zeit.

MANCHMAL ERINNERTE ER SICH DARAN, wie er früher in einem vollen U-Bahnzug stets daran gedacht hatte, daß die Züge in die Konzentrations- und Vernichtungslager noch viel voller waren als der, in dem er sich gerade befand, und auch keine Bänke an den Seiten der Waggonen angeschraubt waren. Auf diesen Vergleich hatte ihn Graziela gebracht, als sie ihm erzählte, daß es diesen Sprung aus dem Alltag in die Vergangenheit, von der U-Bahn nach Auschwitz, in dem amerikanischen Film »The Pawnbroker« (1964, Regie: Sidney Lumet) gebe, und daß sie ihn nicht mehr aus dem Kopf bekomme. Allerdings, hatte sie ausgeführt, verursache er ihr einigen Ekel vor sich selbst, und das aus zwei Gründen: Zum einen finde sie es anmaßend, ihre durch und durch komfortable und in jeder Hinsicht menschenwürdige äußere Lebenssituation in irgendeiner Weise mit derjenigen der von der Zivilisation Verlassenen zu vergleichen, finde »anmaßend« jedoch ein falsches Wort, weil es viel zu schwach sei, »vermessen«, hatte sie gesagt, wäre vielleicht ein besseres Wort, auch »Hybris« wäre passend in diesem Zusammenhang, aber auch das sei noch zu schwach, alles zu schwach, viel zu schwach ... obszön sei es, dieses sei das rechte Wort: daß sie sich aber den Luxus leisten könne, nach dem rechten Wort zu suchen, daß sie dafür die Zeit und die Muße habe, daß ihr zum Denken die Zeit und der Raum und das Hirn zur Verfügung stünden, verstärke ihren Ekel noch und sei der zweite Grund für ihn. Er hatte damals gedacht, daß »obszön« schon viel zu abgegriffen sei. Er fand »frivol« in diesem Zusammenhang viel besser. Aber das hatte er nicht gesagt, sondern weiter Graziela zugehört, die weiter ausführte, daß dieser Film zudem nicht von jemandem wie ihr handle, einer Enkelin der Täter (wenngleich es, wie er wußte, weil sie das schon ausführlich besprochen hatten, in ihrer Familie keine echten Täter, nicht einmal Parteimitglieder gegeben hatte, sondern nur ihren Großvater, der als Soldat höchstens, wenn man streng war, ein

Mitläufer genannt werden konnte und der als zweiundzwanzig-jähriger Offizier und Kompanieführer der 6. Armee Stalingrad nur dadurch entkommen war, daß er kurz vor Erreichen der Stadt, nachdem er den Flughafen von Rostow erstürmt hatte, schwer am Kopf verletzt worden war, das heißt, den sogenannten »Heimatschuß« erhalten hatte, welcher ihm bescherte, aus dem Kampfgebiet in ein Lazarett in Ungarn ausgeflogen und nach seiner Genesung vom weiteren Kriegsdienst entbunden zu werden [nach der Eroberung ebendieser Stadt Rostow war Sabina Spielrein dort bei einer Massenerschießung zusammen mit ihren beiden Töchtern ermordet worden; Grazielas Großvater hatte zwar nicht zu den Einsatzgruppen gehört, er hatte nicht an dieser Erschießung teilgenommen, er hatte jedoch an der Eroberung der Stadt Rostow mitgewirkt und dergestalt eine Voraussetzung für die Ermordung von Sabina Spielrein geschaffen; auch das hatten sie lang und breit besprochen, wie man damit umgehen könne, ob das auszuhalten sei]), der Film »The Pawnbroker« also handle von einer ganz anderen Figur, nämlich von jemandem (Sol Nazerman, gespielt von Rod Steiger [1966 für diese Rolle neben Laurence Olivier in »Othello«, Oskar Werner in »Ship of Fools«, Richard Burton in »The Spy Who Came in from the Cold« und Lee Marvin in »Cat Ballou« für den Oscar für den besten Hauptdarsteller nominiert, den letzterer gewann]), der mit Grund die Überlebensschuld auf sich lasten fühle. Es sei nur ein Bild aus einem Film, das sie nicht vergessen könne und das ihr bei jeder Fahrt in einem vollen U-Bahnwagen sofort vor die Augen komme.

Mit dieser Erzählung hatte sie dieses Bild auch ihm eingepflanzt. Er hatte seinerzeit den Film »The Pawnbroker« aus der Mediathek der Theaterwissenschaftler entliehen und ihn noch einmal auf dem Videorekorder des Instituts angeschaut. Danach hatte auch er sich in vollen U-Bahnwagen sehr unwohl gefühlt.

Wenn er sich nun daran erinnerte, dann stellte er fest, daß ihm dieses Unbehagen zwar verlorengegangen war, er sich aber nicht dafür schämte. Früher hätte er sich durchaus dafür geschämt, sich nicht zu schämen.

Jetzt nicht mehr.

Jetzt konnte er auch in vollen Waggons U-Bahn fahren und an die Menschentransporte denken und sich trotzdem nicht unbehaglicher fühlen, als er sich eh schon fühlte. Er konnte jetzt auch Birken sehen, ohne an Birkenau zu denken, und hielt sich dabei nicht einmal für gefühllos.

Früher hatte er sich vor solcher Gefühllosigkeit sehr gefürchtet und war stets vor ihr auf der Hut gewesen. In einem fort hatte er seine Empfindlichkeit beobachtet und überprüft, und es war ihm keine Möglichkeit des Gedenkens unentdeckt geblieben.

JEDEM LIED WOHNT AUSCHWITZ INNE,  
jedem Baume, jedem Strauch.  
Jedem Lied wohnt Auschwitz inne  
und jedem deutschen Menschen auch.

Fiderallala, fiderallala, fideralla lala la.

ER WAR JETZT NÄMLICH AN SEIN UNGLÜCK GEWÖHNT. (Gnade der späten Geburt, haha.)

An sein Unglück war er jetzt nämlich gewöhnt.

Fiderallala, fiderallala, fideralla lala la.

Wann diese Gewöhnung eingesetzt hatte, hätte er nicht zu sagen vermocht; sehr wahrscheinlich, nachdem er die dreißig überschritten hatte. Das war ewig her. Vielleicht war es auch erst geschehen, nachdem das Gedenken zur Staatsaufgabe erklärt worden war. Es war ihm aufgefallen, daß er nicht mehr hoffte, das Unglück würde einmal enden, auch unternahm er schon lange keine Anstrengung mehr, es zu enden. Das Unglück war da, wie er da war, es gehörte zu ihm. Anders konnte er sich gar nicht denken, ohne Unglück sich nicht sich vorstellen, er lebte ganz selbstverständlich darin. Manche leben auf dem Land, andere in der Stadt, die einen haben dunkle Haare, die anderen helle. Die einen leben im Glück, die anderen im Unglück, so einfach war es geworden. Er gehörte halt zu denen, die im Unglück leben.

Früher hatte er noch darüber lachen können. Denn es war doch zum Lachen, daß ihm nichts gelang, daß er sich immer so ungeschickt benahm, daß er über die kleinsten Dinge tagelang grübeln mußte, daß keine Frau sich für ihn interessierte, daß er seinen verschiedenen Ticks nicht entkam, daß er regelmäßig fast überfahren wurde und so weiter. Im Alltag war er eine Witzfigur, aber es war gar nicht lustig. Dazu war es viel zu anstrengend. Es war der zwar nicht lustige, aber doch lächerliche Teil seines Unglücks, der von ihm abgefallen war. Früher nämlich war sein Unglück konkret gewesen, in gewisser Weise. Solange er geglaubt hatte, es rühre allein von Auschwitz her, hatte es einen Inhalt gehabt. Damals war der Grund für sein Unglück nicht allein der gewesen, daß das in der Welt war, Auschwitz, daß es das gegeben hatte, vielmehr hatte er in einem fort daran gedacht, was er tun konnte und

was die Häftlinge in Auschwitz nicht hatten tun können oder daß es für sie etwas ganz anderes bedeutet hatte, als es für ihn bedeutete. Daß sie zum Beispiel nicht ins Bett gehen konnten, wann sie wollten, das hatte er jedesmal gedacht, wenn er ins Bett ging, und sowieso kein Bett hatten, sondern eine Pritsche, das hatte er, wenn er im Bett lag, stets als nächstes gedacht, und die Pritsche auch nicht für sich alleine hatten, während er damals wie heute nicht hätte sagen können, wann er das letzte Mal nicht alleine im Bett gelegen war. Daß sie nicht aufs Klo gehen konnten, wenn sie mußten, sondern nur zu einer vorgeschriebenen Zeit, die auch knapp bemessen war, so daß die Notdurft eine doppelte wurde, hatte er immer gedacht, wenn er aufs Klo ging, und wenn er unter der Dusche stand, hatte er daran gedacht, daß sie, wenn sie nach der Ankunft in die »Sauna« geführt wurden, unter der Dusche die Wassertemperatur nicht selbst einstellen konnten, sondern extrem heißes im Wechsel mit extrem kaltem Wasser erdulden mußten.

Dies alles.

Das war lange Zeit seine konkrete Not gewesen, der Auschwitzvergleich; daß der so absurd war, hatte sie verstärkt. Doch war diese Not eben irgendwann von ihm abgefallen. Immerhin arbeitete er jeden Tag im Weinberg des Gedenkens, vielleicht lag es daran, immerhin tat er nach wie vor alles, was in seinen Kräften stand, um den Überlebenden ihre größte Sorge zu lindern: daß ihr Leid sich wiederholen könne, daß andere wieder erleiden müßten, was ihnen geschehen war.

Mittlerweile sah er jedoch keinen Grund mehr für diese Sorge. Nicht in Deutschland.

Zwar befahl ihn gelegentlich noch der heillose Haß auf DEUTSCHLAND, aber der verging immer schnell. Dieser Haß gehörte halt zum Nationalcharakter, und Hans Frambach war nicht weniger deutsch als die anderen, wenn er auch nicht zu beschreiben vermocht hätte, worin es nun eigentlich

bestand, dieses Deutschsein (vgl. Walter Abish: How German Is It. – © Walter Abish 1979, 1980, 1982). Bei solchen Haßanfällen kam er sich immer vor, als sei er plötzlich wieder jung geworden, das war das eigentlich Scheußliche an ihnen, dieses erstickende Gefühl, plötzlich wieder jung zu sein und voll von reinem gerechten Haß. Denn jung wollte er gewiß nicht noch einmal sein, er war ja froh, schon mindestens die Hälfte seines Lebens hinter sich gebracht zu haben.

Meist war ihm Deutschland egal, also das Deutschland, in dem er täglich lebte.

Er hatte gelernt, es von dem zu unterscheiden, an dem er täglich arbeitete.

In seinem Deutschland gefiel es ihm eigentlich ganz gut. Es funktionierten dort alle öffentlichen Einrichtungen, es hungerte niemand, der Warennachschub verlief völlig reibungslos, und Korruption fand nur in den Chefetagen statt und nicht in seinem kleinen Alltag, in dem weder Polizisten noch Ärzte bestochen werden mußten.

Was will man mehr.

Es hatte lange gedauert, bis er sich hatte eingestehen können, daß er das Land mochte, in dem er lebte. Früher wäre ihm das wie Verrat erschienen.

Auf die Frage, warum er ausgerechnet im Institut für Vergangenheitsbewirtschaftung arbeite und nicht in einem lieblicheren Archiv, hätte er früher wie heute geantwortet, er tue es für die Überlebenden, für diese Greisinnen und Greise mit Augen wie Bohrschächte so tief, auf deren Grund man nicht schauen konnte und es auch nicht wagte. Dabei schienen sie ihm so voller Lebenslust, daß er sich neben ihnen vorkam wie tot.

Er wußte wohl, daß es auch Überlebende gab, die keine Lebenslust aus den Lagern hatten retten können.

Von denen erzählten die anderen gelegentlich in der abge-

schlossenen Vergangenheit, denn die meisten waren schon tot. Die noch nicht tot waren, wollten mit seinem Institut oder sonstigen Gedenkrichtungen nichts zu tun haben. Doch wurden auch die anderen immer weniger.

Es hatte ihn allerdings niemand je gefragt, warum er ausgerechnet diese Arbeit machte und keine andere.

Früher waren die Leute bleich und stumm geworden, wenn er ihre Frage nach seinem Beruf beantwortete, heute nickten sie, als wäre so eine Beschäftigung das Selbstverständlichste überhaupt.

Gedenkarbeit, eh klar.

Nach wie vor wechselten sie das Thema.

Er hatte es ja auch schon gewechselt.

Zumindest schien ihm so, als habe er es gewechselt.

Er ging einfach jeden Tag ins Archiv. Dort verrichtete er seine Arbeit und erfüllte seine Pflicht.

Er war sich bewußt, daß die Angehörigen der Wachmannschaften in den KZs genau dieselbe Antwort gegeben hätten, wenn man sie gefragt hätte, warum sie ausgerechnet diese Arbeit taten und keine andere. Immerhin hatte man sie gelehrt, Deutschsein bedeute, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun (*Hier kam es zum Bewußtsein und erhielt seinen bestimmten Ausdruck, was D e u t s c h sei, nämlich: die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen zu treiben; wogegen das Nützlichkeitswesen, d. h. das Princip, nach welchem eine Sache des außerhalb liegenden persönlichen Zweckes wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellte.* Richard Wagner: Deutsche Kunst und Deutsche Politik. – Leipzig: Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1868. S. 82). Ihn hatte man aber außerdem gelehrt, alles kritisch zu hinterfragen, als allererstes das Deutschsein. (Nicht aber hatte man ihn gelehrt, daß in diesem Zitat auch von der Freude die Rede war.) Daher hatte ja das Unbehagen am Verlust des Unbehagens gerührt, denn

wenn er jenen kritisch hinterfragte, erkannte er sich als die Form des Deutschen, die all den Selbsthaß erzeugte. Er war ein Mitglied der Wachmannschaften geworden, und es störte ihn nicht einmal mehr. *Es schwinden, es fallen / Die leidenden Menschen* (Friedrich Hölderlin: Hyperion oder Der Eremit in Griechenland. II. Band, 2. Buch. [Hyperion an Bellarmin, »Hyperions Schicksalslied«]). Es war, seit er es auf nichts Konkretes mehr beziehen konnte, sein Unglück einfach da, und er

hatte sich darein ergeben.

Das Unglück war so selbstverständlich wie die Notwendigkeit zu atmen, und es war größer, unendlich viel größer als er, aber trotzdem war es ganz abhängig von ihm, denn wenn es ihn nicht gäbe, so bildete er sich in vergleichsweise fröhlichen Momenten ein, dann hätte doch das Unglück kein Wirtstier, von dem es leben könnte. Tatsächlich wußte er, daß das Unglück sich um ihn nicht scherte, sondern unabhängig von ihm so groß war, wie es war. Denn wenn es kein Unglück gäbe, dann auch ihn nicht, er lebte ja nur im Unglück und vom Unglück. Ohne das Unglück hätte er sich gar nicht definieren können. Es war nicht einmal seins, in Wirklichkeit gehörte es ihm nicht. Es war nicht sein Unglück, sondern

Das Unglück.

Wenn er es von sich abzog, blieb nichts von ihm übrig, nichts. Gar nichts. (Er wußte das alles. Aber es nützte nichts.)

WENN ER SICH HEUTE DARAN ERINNERTE, dann fragte er sich, wie es wohl Graziela inzwischen ergehe, ob sie heute in vollen U-Bahnzügen immer noch an Menschentransporte in Viehwaggons dachte, die in Baracken führten, welche als Pferdeställe für die Wehrmacht entworfen worden waren. Er hatte sich jedesmal, wenn er sich daran erinnerte, vorgenommen, sie danach zu fragen, es aber immer wieder vergessen. Sie sprachen kaum noch über Auschwitz, und wenn, dann nicht mehr so wie früher, also nicht mehr mit einem Kloß im Hals und dem Gefühl, an einem Abgrund zu stehen, sondern ganz sachlich.

Sie sahen sich sowieso viel seltener als früher.